

Prof. Sucharowski

Uni HRO

Vortrag auf der Tagung in HGW am 26.05.06: „Y-Modell“

**Anforderungen an eine zeitgemäße Lehrerbildung -
Lehrer nach PISA**

Von der Lächerlichkeit ein Lehrer zu sein

Lehrer besitzen kein hohes Ansehen in unserer Gesellschaft. Ungescholten können Politiker sie als faul, lernunfähig und überbezahlt abwerten: Lehrer haben viele Ferien, nachmittags haben sie frei und richtig arbeiten müssen sie auch nicht. Die Erinnerung an Schule basiert auf Scherzen mit Lehrern und Kritik wegen vermeintlicher oder tatsächlicher Ungerechtigkeiten oder ihrer Unfähigkeit, Begabungen zu erkennen. Auch die Einschätzung der Lehramtsstudenten unter den Hochschullehrern ist ambivalent. Es werden nicht die Besten Lehrer, ist eine verbreitete Meinung.

Sind unsere Lehrer denn so schlecht?

Das Bild in der Öffentlichkeit ist eines. Was indes zum Nachdenken zwingt, sind Resultate internationaler Leistungsstudien, die auf zum Teil doch gravierende Defizite im Unterricht aufmerksam machen. Doch blicken wir zuerst einmal auf das, was in der Ausbildung für die Lehrer in den letzten Jahren getan worden ist. Die gegenwärtige Lehramtsausbildung hat verglichen mit den 80er und 90er Jahren einen deutlichen erziehungswissenschaftlichen Anteil erhalten und ist schulnäher geworden.

Ein Student heute weiß aufgrund seiner Ausbildung in der allgemeinen Didaktik, was Bildung bedeutet. Er kennt die Grundstrukturen der Schulorganisation, hat etwas von Unterrichtsformen gehört und wie Beratung erfolgen kann. Sein Fachstudium wird von einer Fachdidaktik begleitet. Wenn er sein Referendariat beginnt, hat er durch seine drei Praktika Schule und unterschiedliche Bildungsgänge kennen gelernt.

Einige haben im Ausland durch das Praktikum Erfahrungen mit Schulen in England, Norwegen oder Frankreich sammeln können. Vielfach hatten sie sogar Möglichkeiten, an Projekten zur Schul- und Unterrichtsforschung mitzuwirken. Die Ausbildungspläne, das gilt besonders für die speziellen Bereiche wie Grund- und Sonderschule, haben einen deutlichen erziehungswissenschaftlichen Anteil und die Fachwissenschaft konzentriert sich auf das Grundsätzliche. Und doch zeigt sich, dass dieser Perspektivenwandel nicht ausgereicht hat, aktuelle Probleme im Unterricht und in den Schulen, vor die Lehrer gegenwärtig im Umgang mit ihren Schülern gestellt werden, zu lösen.

Obwohl die PISA Studie sich nicht mit dem Lehrerbild explizit auseinandergesetzt hat, sind doch eine Reihe von Hinweisen in den Ergebnissen zu finden, welche Schwachpunkte in unserer gegenwärtigen Ausbildung aufdecken und Erklärungsansätze für Probleme in unseren Schulen bieten.

Da ist ein unerwartetes Phänomen zu nennen: Es gibt statistisch keinen Zusammenhang zwischen der fachlichen Expertise eines Lehrers und einer positiven Lernmotivation für den Schüler. Bisher galt das Prinzip, dass nur ein hohes fachliches Niveau guten Unterricht gewährleistet. Besonders im gymnasialen Unterricht ist das zu beobachten, wo in der Kollegstufe nicht selten quasi wissenschaftlicher Unterricht versucht wird. Als Konsequenz daraus ergibt sich in unserer Lehrerbildung die Dominanz der Fachdisziplin im Studium. Die fachliche Leistung eines Schülers ist indes abhängig von seinem sozio-kulturellen Umfeld. Seine Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe bedingt Praktiken, die seine Lernbereitschaft und Wahrnehmungsfähigkeit beeinflussen. Bildungsgänge stehen in engem statistischen Zusammenhang mit sozial, ethnisch oder kulturell definierten Gruppen. Lernen lässt sich nicht auf eine Frage der Stofforganisation reduzieren.

Auf ein weiteres Problem werden wir aufmerksam gemacht. Schüler in heutigen Klassen bilden keine homogenen Gruppen, sondern weisen ein breit aufgefächertes Leistungsspektrum aus. In unseren heutigen Schulklassen streut die Begabung zwischen gut und wenig Begabten. Es gibt nicht mehr automatisch die Leistungsgruppe, an der sich die Unterrichtsorganisation primär ausrichten lässt. Tut

man so, kommt es zu den beobachteten Effekten, dass schwache Schüler zu wenig gefördert werden und die besonders Leistungsstarken nicht genügend Beachtung finden, um die ihnen eigene Fähigkeit zu entfalten.

Die Fiktion von einer homogenen Bezugsgruppe mag noch ein Relikt aus Zeiten sein, wo die Organisation des Lernens davon ausging, Lernen lasse sich von den Lerninhalten und einer Maximierung der Lernstruktur her unabhängig von Begabungen ermöglichen. Der Glaube, jeder könne alles lernen, hatte etwas Verlockendes. Der Preis für diese Verkürzung der behavioristischen Sicht auf das Lernen ist in der Sicht von PISA die Dominanz der Niveaustufe II in unseren Schulen.

Lehrer werden noch immer so ausgebildet, dass ihr Unterricht vom Lehrer dominiert wird. Das gilt auch für die offenen Formen, deren Offenheit formal praktiziert wird und nicht inhaltlich. So steht weiterhin die Frage nach den 45 Minuten im Vordergrund und nicht die Individualität von Lernzeit der Schüler.

Binnendifferenzierung ist kein Fremdwort, schließlich geben Lehrplanverordnungen entsprechende Anregungen. Die Alltagspraxis weist Formen aus, die sich als Varietät von Themen darstellt und als ein Problem der Inhaltsvarianz gedeutet wird. Das wird in der Aufgabekultur sichtbar, wie sie im Unterrichtsalltag vorzufinden ist. Sie orientiert sich noch immer an der Vermittelbarkeit von Stoff.

Die Ergebnisse zur Literacy und Numeracy für die deutschen Schüler müssen in diese Kontexte hineingestellt werden. Die Fächer erwarten die Abbildung ihres Wissensstandes in Lehrplanverordnungen. Die Studien haben Perspektivenverkürzungen sichtbar gemacht, die so nicht erwartet worden sind. Ein umfassend verstehendes Lesen wird auf diese Weise nur einer kleinen Schülergruppe ermöglicht und mathematische Werkzeuge in unterschiedlichen Kontexten zur Problemlösung zu nutzen, ist ein Spezialfall und nicht der primäre Gegenstand im Unterrichtsalltag.

Was können unsere Lehrer und was nicht

Der Lehrer in unserer Schule, wenn er ein guter Lehrer ist, besitzt Expertise in seinem Fach und ist der Experte schlechthin. Nicht selten zahlt der Schüler dafür mit starken Motivationseinbrüchen, weil er mit einem solchen Spezial-Wissen nicht umgehen kann. Die Relevanz für die Welt des Schülers, die ein solches Wissen besitzt, bleibt unbefragt und nicht selten, wird das Verhalten der Schüler als Desinteresse gedeutet bzw. dem Schüler zum Vorwurf gemacht.

Der gegenwärtige Lehrer hat gelernt, Komplexität von Stoffen und Themen einzuschätzen. Er hat geübt, ein motivationales Umfeld zu erzeugen, in das hinein er dann die Themen platziert. Er lässt es zu, Vermittlungsvorgänge zeitweilig zu dezentralisieren. Er fühlt sich verantwortlich für den Gesamtprozess, seine Zielorientiertheit und seine Ergebnisgebundenheit. Entsprechend investiert er in Materialien und ihre Gestaltung, die neuen Medien nehmen an Bedeutung zu, verschiedene Sozialformen bei der Arbeit und Typen der Leistungskontrolle.

Er ist nicht ausgebildet, Themen als das Resultat eines Problems zu sehen und zu verstehen. Themen bleiben ein Gut, das sich aus der Tradition der Bildung ableitet oder sie sind verbunden mit der schulischen Vergangenheit, wie sie in Lehrplänen vererbt werden. Sie sind nicht Ausdruck von Erfahrungen bei der Modellierung von Wirklichkeit.

Er hat gelernt, Leistungen des Schülers auf eine Norm zu beziehen. Er ist nicht befähigt, Leistungen an sich zu identifizieren. So kann er zwar Defizite ermitteln, er hat nicht geübt, Leistung differenziert zu beschreiben. Ihm fehlt eine prognostische Kompetenz, die Voraussagen erlaubt, wie sich Leistungen unter bestimmten Rahmenbedingungen entwickeln. Das setzt Kenntnisse in der Curriculumentwicklung und ihrer Evaluation voraus, worüber zwar vielfach und vielerorts gesprochen wird, wissenschaftlich begleitete Verfahren werden aber nicht unbedingt vermittelt.

Leistungsfähigkeit ist eng verknüpft mit sozialen und psychologischen Komponenten. Der Lehrer muss in der Lage sein, einzelne und Gruppen so zu betreuen, dass sie sich selbst zu einer Stabilisierung bzw. Steigerung ihrer Lernbereitschaft motivieren.

Es reicht nicht aus, Gruppen arbeiten zu lassen und Teams zu organisieren. Eine professionelle Haltung setzt voraus, die Bedeutung und den Umgang mit der Selbstkompetenz eines Schülers zu erkennen und sie begleiten zu können. Dafür bedarf es darüber hinaus umfassenderer kommunikativer Kenntnisse, als sie bisher thematisiert werden.

Und die Fächer – Schulalltag im Fach Deutsch

Das gegenwärtige Lehramtsstudium kann auf die genannten Probleme wenig reagieren. Da stehen zweimal 70 SWS fachwissenschaftliche Ausbildung gegenüber zweimal 40 SWS berufswissenschaftlicher Studienzeit. Das aktuelle Lehrerprofil, das von seiner sozialen, psychologischen und pädagogischen Grundlage her erarbeitet werden muss, kann so nur bedingt gefördert werden.

Nicht uninteressant ist aber, zu welchem Ergebnis ein Blick auf die enge fachliche Ausbildung kommt. PISA hatte ein sehr eng begrenztes Segment der Literacy betrachtet, wenn wir einmal den Bereich Deutsch in diesem Zusammenhang herausgreifen, auch wenn Literacy nicht unmittelbar nur das Fach Deutsch betrifft.

Um Deutschlehrer zu werden, studiert der Lehramtsanwärter Germanistik. Er besucht dort Kurse zur Einführung in die Literaturbetrachtung und Sprachanalyse. Er wird bekannt gemacht mit Epochen der Literaturgeschichte. Lernt etwas über lexikalische und grammatische Strukturen des Deutschen kennen und in höheren Seminaren kann er sich mit Problemen der Sprachtheorie auseinander setzen. Analog zu diesen Themen wird er punktuell mit der Didaktik des Deutschen konfrontiert.

In der Schule dann erwartet ihn die Aufgabe, mit den Schülern über das Sprechen in Situationen und aufgrund von Formen der mündlichen Kommunikation umgehen zu können. Er muss mit konversationsanalytischen Fragestellungen zumindest bekannt sein, wenn er der Lehrplanverordnung in M-V gerecht werden will. Die Bandbreite der Kommunikation beginnend mit dem sozialen Ereignis und endend bei Problemen der Massenkommunikation ist Gegenstand der Lehrplanverordnungen geworden.

Er soll Kompetenzen anbahnen und entwickeln, die ein gemeinschaftliches und Team bezogenes Erarbeiten von Problemfeldern ermöglichen. Das setzt bei ihm Kenntnisse über Gruppenprozesse voraus und Erfahrungen im Umgang mit der Unterschiedlichkeit kommunikativer Fähigkeiten der einbezogenen Schüler.

Ganz selbstverständlich wird erwartet, dass neue Medien in das unterrichtliche Geschehen integriert worden sind. Das Wissen aus dem Internet soll von Schülern genutzt werden, d.h. es müssen bei den Schülern Kenntnisse vermittelt und Fähigkeiten angebahnt worden sein, Recherchen zu verwertbarem Wissen zu nutzen. So selbstverständlich wie Literatur gelesen werden muss, ist die Auseinandersetzung mit Film und Fernsehen Teil seiner Arbeit im Unterricht.

Die Teilnahme am öffentlichen Diskurs unserer Gesellschaft setzt die Fähigkeit voraus, sich argumentativ mit Einstellungen anderer auseinander zu setzen. Zwar übt sich der Student aufgrund seines Studiums in argumentatives Denken seiner Wissenschaft ein. Er sammelt aber keine Erfahrungen, wie eine Fähigkeit zum argumentativen Umgang mit Meinungen angebahnt und geschärft werden kann.

Selbstverständlich ist der Umgang mit dem Geschriebenen und dem Schreiben. Er braucht Kenntnisse über das normgerechte Schreiben der Schrift und welche Probleme beim Lernen der Orthographie im Verlauf der Sprachentwicklung auftreten. Er muss mit schulischen Textsorten umgehen, die ansonsten nicht gebraucht werden.

Schreiben setzt ein Lesen voraus, das nicht auf die Identifikation von Inhaltselementen reduziert werden kann. Um das leisten zu können, reicht es nicht, mit Literaturtheorien vertraut zu sein, sondern es sind psychologische Grundlagenkenntnisse nötig, um das Verarbeiten von Texten in unterschiedlichen Kontexten und auf differentem Niveau notwendig. Probleme dieser Art werden im Germanistikstudium eher marginal betrachtet und sind nur an großen Instituten zu finden.

Lesen und Schreiben darf nicht vom Erwerb der Sprache und Kommunikation losgelöst betrachtet werden. Besonders im Bereich der Sekundarstufe I tut man so,

als seien diese Prozesse abgeschlossen. Das Resultat von Vergleichsstudien belegt die verheerenden Folgen dieser Annahme. Es kommt zu einem Entwicklungsplateau nach der 7. und 8. Jahrgangsstufe.

Von allen diesen Selbstverständlichkeiten aus dem schulischen Alltag erfährt ein Student nur bedingt etwas, auch wenn er interessiert die Praktika gemacht hat und in den Fachdidaktiken mehr als gefordert gearbeitet hat.

Bildungsstandards erzeugen neue Sichtweisen

Gehen wir einen Schritt weiter und über die Lehrplanverordnungen hinaus. Mit der Diskussion um die Bildungsstandards, die sich näher am Berufsfeld Schule und weniger von einer Fachdisziplin her definieren, verschiebt sich die Anforderung an das Können des Lehrers auf die Fähigkeit zur Antizipation des individuellen Lernens. Die Architektur des gegenwärtigen Studiums ist mit einer solchen Sichtweise überfordert und einfache Modifikationen von Studienstrukturen lösen dieses Problem nicht.

Ohne in die Systematik der Standards gehen zu wollen, seien nur Stichwörter geboten, um das Spektrum aufzuweisen, auf das sich ein angehender Lehrer in Zukunft einlassen muss.

Bleiben wir wieder beim Fach Deutsch. Sprache existiert nicht als solche. Sie begegnet uns als Varietät eingebunden in Kontexte kommunikativer Situationen. Sie unterliegt Einflüsse sozialer, ethnischer und kultureller Formen und bedingt verbales und kommunikatives Verhalten, das für uns aufgrund spezifischer Effekte erfahrbar wird. Sprachliche Kompetenz ist mehr als normgerechter Sprachgebrauch.

Sprechen und Schreiben sind ein selbstverständlicher Unterrichtsgegenstand. Die Techniken des richtigen Sprechens und des kulturell situativ angemessenen Schreibens bilden nicht den primären Gegenstand universitärer Lehre, auch wenn davon viel gesprochen wird. Hörer bezogene Kommunikationsführung und Hörer bezogene Informationsverarbeitung lassen sich als Praktiken nicht nur theoretisch erlernen. Lesen setzt das Beherrschen unterschiedlicher Lesestrategien voraus.

Das (Wieder-)Erkennen von Verfahren des verständlich Machens von Information in Texten sowie das Erschließen der indirekten Bedeutungserkennung gehören zu Fähigkeiten, wie auch das spontane Erfassen von Kerninformation, Kernmeinungen und Unlogischem in Argumentationen im Alltag. Das semantische Rekonstruieren aufgrund unterschiedlicher semiotischer Systeme und die ihnen zugrunde liegenden Verfahren werden, wenn überhaupt, dann nur fortgeschrittenen Studenten der Germanistik dargeboten.

Der Befund zeigt an, dass die Fachdisziplinen, wie sie sich gegenwärtig darstellen, nur sehr begrenzt, den Aufgaben, wie sie den Schulalltag bestimmen, gerecht werden können.

Hemmnisse und Barrieren

Etwas bisher so noch wenig Thematisiertes ist durch die Diskussion der Standards ins Bewusstsein gerückt worden. Etwas nicht zu lernen, hat viele Ursachen. Eine neutrale formulierbare kann mit dem Term der Barriere charakterisiert werden. Damit ist etwas ins Blickfeld gerückt worden, was sich als die Fähigkeit, Barrieren zu erkennen, umschreiben lässt.

Es wirken sich Barrieren bei der kognitiven und sozialen, bei der psychologischen Verarbeitung von Wahrgenommenem und Erfahrenem hinderlich aus. Solche Barrieren sind Schüchternheit und Angst in verschiedenen Situationen.

Oft unerkannt sind Probleme aufgrund der Aufmerksamkeitslenkung oder von Schwächen bei der Raum-Gesichtswahrnehmung. Wenig Beachtung wurde der Unsicherheit bei der Rezeption von Gehörtem gewidmet.

Bekannter sind Barrieren, die aufgrund von Schwierigkeiten mit dem Gedächtnis auftreten oder durch Probleme, komplexe Entitäten zu strukturieren.

Diskutiert wurden bisher sprachliche Barrieren. Es zeigt sich hier, dass der Umgang mit Wissensbeständen nicht nur ein Problem der Sprache darstellt. Gerade in einer Informationsgesellschaft ist daher dieser Aspekt existentiell von Bedeutung.

Was muss anders werden

Diese Diskussionen lehren uns, aus dem Berufsfeld Schule und aus der Perspektive des Schülers heraus Handlungen zu identifizieren, von denen wir annehmen, dass sie ihn befähigen, physikalische und gesellschaftliche Wirklichkeit auf neue Weise verstehend zu (re-)konstruieren.

Was gegenwärtig in der Lehrerausbildung angeboten wird, reicht in dieser Hinsicht nicht aus. Ein gegenwärtiger Lehrer sollte er in der Lage sein, pädagogische Praxis forschend zu beobachten. Unterricht sollte von ihm nach Theorie begründeten Verfahren evaluiert werden können. Lehren und Lernen muss er im Kontext von Lerntheorien verstehen und gestalten können. Er muss fähig sein, Leistungen und Entwicklungszustände des Lernenden zu diagnostizieren, zu beurteilen und zu beraten. Seine Perspektive darf sich dabei nicht nur auf den einzelnen Schüler und die Klasse beschränken, sondern er muss das System Schule als einen Prozess wahrnehmen, innerhalb dessen Handlungen aufeinander einwirken. Hier sind neue Formen der Kooperation zu etablieren wie Informationsplattformen über die Institutionen hinweg.

Lehrer ist man nicht, sondern wird man durch den kontinuierlichen Arbeitsprozess in der alltäglichen Vermittlungsarbeit. Diesen bewusst zu machen und dieses als Teil des eigenen Lernprozesses zu verstehen, gehört ebenso zum Lehrerbild wie das Studium der fachlichen Disziplinen. Das Lehren setzt daher generell die Bereitschaft zum eigenen Lernen voraus und das bedeutet, Lernen und Lehren sowie Lehren und Lernen sollen bei einem modernen Lehrer stets zusammen gedacht werden.